

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus dem Oldenburger Lande

Bucholtz, Franz

Oldenburg, 1889

[Am Jadebusen.]

urn:nbn:de:gbv:45:1-7913



Von der südlichen Grenze Stedingens aus nordwärts ziehend, bezeichnet ein hoher Landrücken die Grenze zwischen Geest und Marsch. Bei Hude springt die Sandzunge vor, auf welcher die Cisterzienser ihr reiches Kloster gegründet hatten. Bei der Stadt Oldenburg durchbricht die Hunte den Höhenzug, der auf ihrem rechten Ufer zu einer Dünengruppe, den Nienbergen, sich verflüchtigt, aber dann am linken Ufer bei Donnerschwee aufs neue ansetzt. Hinter dem steilen Abhange des Loyerberges hatten einst die Benedictiner den Wald gerodet und von der Grenze ihres Gebietes aus sahen sie zu den Seiten des Weserarmes, der damals über Großenmeer zur Sade strömte, die fruchtbare Marsch entstehen und sich besiedeln, in welcher sie jetzt das Gut der Kirche eifrig zu mehrern trachteten. Dann erhebt bei Saderberg, Bavel und Tever der Rand sich zu Anhöhen, an deren Fuße die neueste Erdbildung, das Alluvium, beginnt. Einsam aber ragt nochmals bei Dangast eine Düne aus dem niedrigen Lande heraus, ein vereinzelter Vorposten, den die hohe

Geest zum Meere hinabsendet, das hier mit roher Gewalt sein eigenes Geschenk, das mühsam gewonnene Land, wieder an sich gerissen hat. In dem Schutze der Höhe haben sich stattliche Bauernhäuser eingebettet, die Reste des großen Kirchdorfes, welches weiter nördlich in dem jetzt versunkenen Lande lag. Von dem steilen Nordrande aus, gegen welchen die Gewalt der Wellen vergeblich anstürmte, bietet sich die beste Rundschau über den Sadebusen, das Bild einer zweifelhaften Landschaft, bald Wasser, bald Erde, nicht geschmückt mit dem Zauber romantischer Reize und doch so eigenartig selbst in seiner so öden und trostlosen Erscheinung.

Es ist zur Ebbezeit. Eine graue Fläche breitet sich vor uns aus, theils Sand, theils fetter Schlack, in dem die Sonne sich spiegelt. Keine Spur von Vegetation, nur Haufen von Algen oder Seegrass, welche die Miesmuschel mit einem Gewirr von Fäden übersponnen hat, liegen hier und dort zerstreut, wo der Zufall der Wellenbewegung sie gerade hintragen muß. Noch strömt in zahlreichen Rrielen, wie das Blut aus dem Adersystem zum Herzen, das Wasser der Mitte zu, an deren tiefster Stelle es sich sammelt. Aber den Schiffen, die noch mit günstigem Fahrwasser über den seichten Grund zu den Sielen zu gelangen hofften, ist das tragende Element bereits unter dem Kiele verlaufen und geduldig legen sie sich auf dem Trockenen zur Seite. Alles ruht wie im Banne des Todes. Schweigsam lassen sich Schaaren von Strandvögeln auf dem Nahrungsplatze nieder, welchen die Ebbe ihnen gedeckt hat, die Silbermöve mit dem weichen Gefieder und dem grauen Kopfe, die kleine See-

schwalbe mit den zierlich geschweiften Flügeln, die rothbeinigten Musternfischer, die Tüten und die Regenspfeifer mit dem goldenen Krage am Halse und der flötenden Stimme, mit welcher sie dem Landmanne den Regen künden und die auch der Städter kennt, wenn sie im Frühjahre oder Herbst auf ihren Wanderzügen nächtlicherweile die Stadt umkreisen, deren Gasschein sie anlockt. Allerlei Gethier hat das ablaufende Wasser überrascht, ängstlich rennen verspätete Krebse hin und her, um in irgend einer Spalte einen Unterschlupf zu finden; es wimmelt auf dem feuchten Sande und dem Schlamme von Würmern und klaffenden Muscheln, und auch der Mensch darf nicht fehlen, um an dem Raubzuge Theil zu nehmen, der auf der entblößten Fläche tagaus tagein gegen das niedere animalische Leben bereitet wird. Sene dunklen Punkte, die mit bedeutender Schnelligkeit über das Watt sich fortzubewegen scheinen, sind Schlitten, auf deren Brett ein Mann mit dem Knie sich stützt, während er mit dem freien Bein hinten ausholend das Gestell vorwärts schiebt. In jenen aus Weiden geflochtenen Zäunen, die in einen spitzen Winkel zulaufen und in einen zweiten kleineren Korb endigen, zappeln Garneelen und Butte, die zur Fluthzeit behaglich auf dem Meeresgrunde lagen und durch das zurückströmende Wasser in die Fänge geführt sind, aus denen der arglistige Fischer jetzt seine Beute herausholt.

Bald aber wechselt die Scenerie. An der Grenze der Südsee hat sich der Wellenberg erhoben, der mit rasender Geschwindigkeit den Indischen Ocean durchheilt, um das Südcap Afrikas in den Atlantischen tritt, jetzt

an den Küsten Neufundlands brandet und zurücklaufend durch den Canal und um Schottland herum in der Nordsee sich vereinigt, um mit geminderter Kraft in die Buchten und Strommündungen einzutreten. Wie ein frischer Luftzug durchweht es die Atmosphäre, ein rauschender Ton geht hoch oben durch die Luft. Auf den tiefer gelegenen Watten am Rande der See zeigt sich weißer Schaum und näher und näher steigt die Fluth durch die enge Oeffnung in den Busen, zuerst gierig in unregelmäßigen Windungen die Rinnen und Meeresbäche anfüllend und dann langsamer über die ebenen Ufer nach allen Seiten sich ausbreitend:

Sie schleicht heran an abertausend Enden,
Unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden.
Nun schwillt's und rollt und wächst und überzieht
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.

Die Regenpfeifer eilen raschen Laufes dem Strande zu und gesättigt flattern die Möven in die Luft. Jetzt erwacht das ungezählte Volk der kleinen Seethiere, das tief verborgen in Sand und Schlick der Ruhe der Erwartung gepflegt hatte. Wie freudig drängt und schaukelt es sich in dem belebenden Strome, den das gütige Meer über das abgestorbene Wattenfeld von neuem ergießt. Schon hat die Fluth das zurückgebliebene Schiff erreicht, es legt sich gerade, ein Ruck und es hebt sich und es wird Zeit, den Anker zu lichten und die Segel zur Weiterfahrt einzusetzen. Alles Land ist verschwunden und das Wasser hat Besitz ergriffen von dem Gebiete, das so eben noch feste Erde zu sein schien.

Aber das Meer, welches hier ebht und fluthet, ist nicht dasselbe, wie draußen, wo es in ewiger Bewegung auf den Strand der friesischen Inselgruppe schlägt. Dem Bilde, welches von der Dangaster Düne die Tade jetzt darbietet, fehlen die stimmungsvollen Bestandtheile, die im Anblicke der See so unwiderstehlich gefangen nehmen, das Spiel der Wellen, die von Englands Ufern her der Wind gegen Deutschlands Nordküste treibt, das Tosen der Brandung, die wie ferner Donner die Luft mit unaufhörlichem Geräusche erfüllt. Friedfertig breiten sich über weitgedehnte flache Gründe die trüben Gewässer aus und schaukeln nur leise an den Baumreisern, die dem Schiffer das Fahrwasser anzeigen. Die ruhige Oberfläche verräth nicht, welche Tücke in der Tiefe lauert, in welcher Gewalt die jetzt so niedrigen Wogen sich zu entfesseln vermögen, wenn der von der See hereinbrausende Sturm in dem engen Becken sich fängt und zu wildem Tanze sie aufrührt. Der Tadebusen ist eine der denkwürdigsten Stätten in der an physischen Revolutionen so reichen Geschichte der Nordsee. Hier war der Kampfplatz, auf welchem ihre zornigen Massen siegreich das schwachgeschützte Land überwandten und dauernd unterjochten. Dasselbe kosmische Gesetz, welches mit dem Gange des Mondes das Land zu Wasser und das Wasser zu Land wandelt, war der letzte Anlaß der Umwälzungen, welche dieses vielumstrittene Küstengebiet im Laufe der Jahrhunderte erlitt. Und noch immer anhaltend wirkt in der Erscheinung, deren täglicher Wechsel der todten Landschaft das einzige Interesse verleiht, eine geheimnißvolle Kraft, die zerstörend und schaffend eingreift in den Bestand des

Landes und in Geschichte und Cultur des auf ihm ange-
siedelten Volkes.

* * *

Nur schwach erkennbar ragen an zwei Stellen noch einige Landflächen aus dem Wasser hervor, die Düneninsel Arngast in nächster Nähe und weiter entfernt die Schlickplaten der oberahnsichen Felder. Aber wenn ein langer Süd- oder Ostwind das Wasser vom Lande abgetrieben hat, treten Reste von Menschenwerken zu Tage, die Fundamente weggespülter Wohnungen oder Kirchhöfe, wie dort gegenüber zu Bant, Leichensteine mit unleserlich verwaschenen Inschriften, Spuren von Ackerfurchen und Feldwegen, die Merkzeichen der alten Dörfer, die hier im Meere versunken sind. Wie über Vineta sollen bei ruhiger See noch die Glocken erklingen und wie bei anderen untergegangenen Stätten meldet die Ueberlieferung von dem Reichthume und der Leppigkeit der Bewohner, deren grauses Geschick den christlichen Predigern und Annalisten als das Strafgericht Gottes erschien.

Aber noch weiter hinunter in dunkle Zeiten, aus denen kein Lied ertönt und keine Sage Kunde giebt, gehen jene Spuren der ältesten Ansiedelungen, die von einem oldenburgischen Forscher neuerdings auch hier entdeckt sind, Gräber, Küchenabfälle und Düngergruben, namentlich kreisrunde brunnenartige Vertiefungen, von Moorsoden eingefasst, am Boden zuweilen dicht mit halbgebrannten Topfscherben bedeckt, unter denen mitunter sogar eine im Feuer gehärtete thönerne und sehr rohe Aschenurne zum Vorschein kam. An anderen

Stellen sind große Massen geöffneter Muscheln, gespaltene Markknochen oder Flechtwerke von Zweigen gefunden, die muthmaßlich zu Fußböden dienten und an die von Weiden geflochtenen Matten der Lappen in ihren Zelten von Rennthierfellen erinnern. Die Wattflächen des Hohen Weges nördlich von Butjadingen und der Tadebusen sind die vornehmsten Fundorte dieser sog. Kreisgruben oder Abfall- und Dungstätten, von denen analoge Reste auch bei der Untersuchung einer Anzahl von alten Wurthplätzen im Feverlande oder Butjadingen entdeckt sind. Während einzelne Fundstücke, wie bronzene Spangen und bearbeitete Werkzeuge, auf einen fortgeschrittenen Culturzustand hindeuten, gehen die in den untersten Schichten erhaltenen in jene unendlich ferne Epoche hinab, wo Wald und Moor auch hier den Urboden bildeten und es noch keine vom Meere herangeschwemmte fruchtbare Marsch gab.

Welche Völkerschaft es war, die längst vor der Einwanderung der kräftigeren germanischen Stämme auf solchen Plätzen ihres Daseins sich freute und ihre Todten begrub, ob Celten, dürstige Nomaden finnischer Herkunft oder Pfahlbaubewohner mit spitzem Schädel, wer weiß es und wer will es deuten? Die Geschichte verzweifelt, die lückenhaften Erinnerungen einer längstvergangenen Menschheit zu einem sicheren Bilde zu verdichten, und nur die Geologie wagt es noch, aus der Bildung der Erdoberfläche die Kenntniß der Vorzeit herzuleiten, deren merkwürdige Zeugen das Watt in seinen Sand- und Schlamm-massen verbirgt. Indem sie die früheren Erdlagerungen unter der Kleidecke bloßlegte, fand sie eine Torfschicht von

wechselnder Stärke und um die Ueberbleibsel menschlicher Wohnsitze die Reste von untergegangenen Wäldern, Nadelhölzer, Erlen und Birken, umgeworfen und der herrschenden Windrichtung nach gegen Osten liegend. Und indem sie aus den Vorgängen der Gegenwart die Thatsache zu Rathe zog, daß die Entstehung des Moores nur im stagnirenden Süßwasser stattfindet und die Wälder nur in einem Boden Wurzel treiben konnten, den noch nicht die unfruchtbare Salzfluth tränkte, war sie zu dem Schlusse berechtigt, daß es an diesem Gestade einstmals eine Zeitepoche gegeben haben muß, in welcher das Wasser noch nicht bis hierher emporschwoll, in welcher die ganze Landschaft, Wald und Moor, noch über dem Spiegel des Meeres sich erhob.

Damals mag es hier ausgesehen haben, wie noch jetzt auf der hohen Geest. Kieshausen und Wälle von Gletschergeschieben bezeichneten den Rückzug, den die Vereisung Norddeutschlands genommen hatte. In den von den Schmelzwässern gezogenen Furchen rannen Ströme und Bäche dem weiter zurückliegenden Meere zu oder bildeten Sümpfe in den Niederungen, während Haidekraut die höchsten Erhebungen bedeckte. Mächtige Rohr- und Binsfelder umrauschten die an den tiefsten Stellen vorhandenen Binnenseen, welche durch die Ueberbleibsel der absterbenden Vegetation sich allmählig mit einem eigenthümlichen Moor ausfüllten, dem sog. Darg, einer gelbbraunen und reichlich mit Schwefelkies versetzten Masse, die aus diesem Grunde zum Brennen untauglich ist. Zwischen dem Moore lagen Baumstämme, welche der Sturmwind gefällt hatte, namentlich Fichten, die ein

flüssiges Harz aussonderten, welches sich verhärtete und, wenn es von den Meereswellen losgerissen und auf den Strand geschleudert war, einen wegen seines goldigen Glanzes bei den späteren Menschen sehr geschätzten Handelsartikel, den Bernstein, abgab. Da auch Seesalz und eine Reihe von Meeresinfusorien im Darg gefunden sind, so ist anzunehmen, daß bei hohen Fluthen die See in die Oeffnungen trat und die weite Dede überschwemmte. Am Rande des Meeres aber trieben bei Ebbe die Winde den losen Sand landeinwärts und thürmten ihn zu Hügelu auf, wenn irgend eine Hervorragung, ein Stein oder Büschel Haidekraut der Bewegung ein Ziel setzte. So entstand, allerdings noch weiter vorliegend, jener Kranz von Dünen, der vom englischen Canal bis nach Stagenshorn reicht und in den Niederlanden und Sütlund noch unverfehrt erhalten ist, während von der Zuydersee bis Nordfriesland nur eine Kette von Inseln den früheren Zusammenhang ahnen läßt.

Dann trat das erste Phänomen in der Geschichte der Marschenentstehung ein. In welcher Zeit, wir wissen es nicht. Aber das Ereigniß selbst leidet anscheinend keinen Zweifel.

Die Geologie lehrt uns, daß das Verhältniß des Landes zum Wasser auch in den früheren Perioden niemals unverändert festgestanden hat, vielmehr noch in der Neuzeit langsame und nur für Jahrhunderte nachweisbare Schwankungen stattfinden, die nicht auf ein Steigen und Fallen des flüssigen Elementes, sondern auf eine Hebung und Senkung der Contiente zurückzuführen sind. Jede Stelle des heutigen Festlandes ist einmal Meeres-

boden gewesen, und auch die gegenwärtige Erdoberfläche ist dadurch, daß sie an einigen Stellen sich hebt, an anderen sich senkt, stetigen Niveauveränderungen unterworfen, deren Folgen sich ausgleichen müssen, insofern, als das zurückgedrängte Meer dort wieder neuen Raum zur Ausdehnung findet. In einer derartigen Wechselwirkung steht Norddeutschland mit der scandinavischen Halbinsel. Hier im Norden bei Hammerfest hat man alte Strandlinien, Reste von Muscheln und Walfischen bis zu 600 Fuß über dem jetzigen Meeresspiegel nachgewiesen und nimmt an, daß die Hebung des Bodens mit einer Geschwindigkeit von 3 bis 5 Fuß im Jahrhundert fortschreitet. Je weiter nach Süden, je mehr schwächt sich die Bewegung ab, bis sie bei Christiania in ihren Gegensatz, die säculare Senkung, übergeht, die sich sodann weiter bis zur Küste der Nord- und Ostsee erstreckt.

So brachte auch damals ein sehr langsam erfolgender Senkungsvorgang die niedrigen Landschaften von der jütischen Küste bis Holland, die theilweise auf leicht zusammenpreßbaren Moorschichten ruhten, unter die Höhe der gewöhnlichen Fluth, sie brachen an dem Rande ab, der noch jetzt die Scheidung zwischen Geest und Marsch markirt, und durch die Lücken in der Schutzmauer, welche der dichter zusammenhängende Zug der friesischen Inseln gegen die See gebildet hatte, drang langsam fluthend das Meerwasser ein und überspülte das Moor und zog den Wald zu sich herab, mit ihnen die fargen Ansiedelungen der Urbewohner zerstörend.

Jetzt beginnt eine neue geologische Periode in der Geschichte unseres Küstenlandes, die der Marschbildung.

Aus den fetten Bestandtheilen des Wassers, mit welchem das Meer und die Flüsse die untergegangene Vegetation bedeckten, wuchs das Alluvium heran und wieder nach langer Zeit war es möglich, daß auf dem versunkenen Lande Leben entstand. Von der Geest aus trieben die Bewohner im Sommer das Vieh auf das vor ihren Wohnsitzen neu entstandene grüne Vorland, und auf den natürlichen Anhöhen oder künstlich aufgeworfenen Warfplätzen siedelten einzelne Familien sich dauernd an. Es bildeten sich jene Zustände, die Jahrhunderte später noch die Römer vorfanden, als sie auf dem Seewege von Holland her über die Ems in das Innere Deutschlands einbrachen. Als Augenzeuge hat uns Plinius eine vielberufene Schilderung von jenen ersten Marschbewohnern entworfen. Hier steigt und fällt der Ocean zweimal binnen Tag und Nacht, einen unermesslichen Landstrich überfluthend, so daß man bei diesem ewigen Kampfe der Natur nicht weiß, ob die Gegend zum festen Lande oder zum Meere gehört. Hier haust das elende Volk auf Hügeln oder künstlich errichteten Warfen, auf die sie ihre Hütten setzen, Schiffenden ähnlich, wenn die Fluth Alles um sie her bedeckt, Schiffbrüchigen aber, wenn sie zurückweicht. Indessen hat der Gegensatz zu seiner eigenen feineren Cultur dem überbildeten Römer etwas zu viel Lebhaftigkeit in seiner Darstellung eingeflüßt oder er meint nur die auf den äußersten Vorposten an der See wohnenden ärmeren Fischer, wogegen sich auf den geschützteren Stellen näher dem Lande zu sicherlich schon viele durch Viehreichthum ausgezeichnete Warftbesitzer fanden, wie noch jetzt auf den Halligen an der friesischen Westküste.

Da nun aber weiter die heutige Beobachtung lehrt, daß das fruchtbare Gebilde des Alluviums nur in einem Gewässer entstehen kann, welches der gewaltsamen Einwirkung heftiger Fluthen und des Wellenschlages entrückt ist, so waren sicherlich damals andere Verhältnisse in der Nordsee vorhanden. Die See muß weniger heftig als heute an der Küste entlang geflossen haben, und jene Dünenreihe am äußersten Rande des Wattes muß besser als jetzt im Stande gewesen sein, dem Andrang der Strömung zu wehren, so daß in dem beruhigten Wasser zwischen ihr und dem älteren Festlande die Marsch entstehen konnte. Auch andere geschichtliche und geologische Zeichen deuten darauf hin, den Grund dieser Erscheinung darin zu suchen, daß die Deffnung des englischen Canals, durch welchen nunmehr die mächtige Fluthwelle des Oceans in die Nordsee tritt, damals noch geschlossen und das deutsche Meer ein ruhiger Binnensee war, welcher nur über Schottland hinaus mit dem Atlantischen Becken in Verbindung stand. Der jetzige Boden des Canals wird von einem vielfach zerrissenen und zackigen Bergesrücken gebildet, der unter dem Meere in der Richtung von Dover nach Boulogne hinstreicht und sodann auf dem französischen wie auf dem englischen Ufer genau in derselben Streichungslinie weiter verläuft. Ueber diesen Bergesrücken müssen einst die Thiere und Pflanzen des Festlandes auch nach den brittischen Inseln gelangt sein und erst später, nachdem diese Besiedelung erfolgt war, kann sich die Straße bei Dover eröffnet haben. Ein weiteres Zeugniß ist aber die zunehmende Breite der Marsch an unserer Nordseeküste von Osten nach Westen. Folglich

muß der südwestlichste Theil der Nordsee, als die breite holländische Marsch sich bildete, der ruhigste Theil derselben gewesen sein, während er jetzt durch die Canalströmung der unruhigste ist. Unter den heutigen Verhältnissen ist die Naturbildung einer Marsch in Holland unmöglich, selbst die Erhaltung des Gebildeten ist nur durch die größten Anstrengungen der Kunst zu erzielen.

In welcher Zeit dann der Durchbruch des Weltmeers erfolgte, das zweite folgenreiche Phänomen in der Geschichte dieser Küste, ist uns nicht aufbewahrt.

Die Römer haben Britannien nur als Insel gekannt und schon in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. schiffte der berühmte Geograph und Seefahrer Pythias von Marseille, als er den bernsteinsuchenden Phönicern folgte, durch den Canal. Die gewöhnliche Bezeichnung dieser allergrößten Fluth ist die der cimbrischen, indem man mit derselben die angeblich dadurch veranlaßte Auswanderung der Cimbern, welche ihre Wohnsitze an der Westküste der jütischen Halbinsel verloren, in Verbindung bringt. Vermuthlich aber hatte der Andrang des Oceans gegen den nur aus leichtem Kreidegesteine bestehenden Höhenrücken die Scheidewand bereits so abgeschwächt, daß sie unter Mitwirkung der entstandenen Senkung des dahinter liegenden Landes nun einem letzten Angriffe wich. Eine ungeheure Fluthwelle ergoß sich über die Nordsee bis zu den Küsten Schleswigs, eine Schicht von Steingerölle, die sog. Steinahl mit sich führend, welche sie über die überschwemmten Küstenstriche hinlagerte. Aus der Höhe dieser Schichten, deren Entstehung in anderer Weise sich nicht erklären läßt, geht hervor, daß diese Fluth

stellenweise bis zu 40 Fuß angeschwollen sein muß, während die stärksten Sturmfluthen in der historischen Zeit sich nur 24 Fuß über dem niedrigsten Wasserstande erhoben. Unter der Steinahl aber sind Gräber mit Resten verbrannter Leichen, Thongefäße zc., gerade wie in den Kreisgruben des Jaderbusens, gefunden, zum Zeichen, daß jene Landstriche bereits von einem höher entwickelten Volke bewohnt waren.

Und so gelangen wir über dunkle, unheimliche Katastrophen, über das versunkene Moor und den umgestürzten Wald, welche der Schlamm des Meeres unter seiner schützenden Decke barg, über den Sturm und das Erdbeben, welche die Klippe zwischen England und Frankreich sprengten, bis an die Schwelle der Zeit, der wir Lebenden angehören. Der Durchbruch des Canals ist das letzte, für die Gliederung unserer Küstenlande so wichtige Ereigniß. Die ruhige Nordsee hat das Weltmeer zu sich hereingelassen und ist ein tieffströmendes, gefährliches Gewässer geworden. Die Küste hat sich zu einem feuchten Nebelgestade verwandelt, an welchem der heftige Seewind den Baumwuchs unterbindet. Die Leidensgeschichte der Marsch nimmt ihren Anfang.

Verschwunden sind in jener Fluth bereits die am weitesten vorliegenden Ortschaften an der Jade- und Wesermündung, deren Name uns noch in den Sandbänken Mellum, Wineroldenoog, Hochdünkirchen zc. erhalten sind, über welche bei hohem Wasser der Küstenfahrer seinen Weg sucht und auf welchen Leuchttürme und Baken dem Schiffer auf See die gefährliche Nähe des Landes ankünden. Aber noch hatte die Marsch einen viel größeren

Umfang als gegenwärtig und der weite Busen der Tade war damals nur ein unbedeutendes Sumpfgewässer. Eine Reihe von Dorfschaften war auf dem neuen Lande entstanden. Noch saßen die Landbauer wie ihre Vorfahren auf hohen Hügeln. Aber es war nicht mehr das elende Volk, welches uns Plinius mit soviel Mitleid schildert. Der Dänische Geistliche und Historiker Saxo, der wegen seiner Gelehrsamkeit und seines schönen Lateins den Beinamen Grammaticus erhielt, erzählt von den Westfriesen des 12. Jahrhunderts, daß ihr Land reich an Korn und Vieh sei, daß die kleinen Deiche aber dasselbe vor Ueberschwemmungen nicht zu schützen vermöchten und man zur Sommerzeit mit dem Pfluge, zur Winterzeit mit Schiffen darüber fahre. So wird es auch an unserem Küstenstriche ausgesehen haben, über welchen sich jetzt allmählig ein helleres Licht verbreitet.

War es das Erträgniß der üppigen Weide oder das reiche Korn, welches dem Ansiedler die jungfräuliche Erde lieb und werth machte, oder die mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftretende Erscheinung, als ob ein unsicherer Boden und Seßhaftigkeit der Bewohner, ein von Alters her befestigtes Gebiet und unaufhörlicher Umzug oder Auswanderung der Bevölkerung sich gegenseitig bedingen, wir finden seitdem keine Zeit, in welcher dieses durch stetige Erschütterungen bedrohte Gebiet nicht von einer und derselben Völkerschaft bewohnt gewesen wäre. Sie werden von den Römern die Chauken genannt und als kleine Chauken zwischen Ems und Weser und große Chauken zwischen Weser und Elbe unterschieden. Tacitus bezeichnet sie als einen der edelsten Stämme. Im 7. bis zum

11. Jahrhundert treten die Chauken, nachdem ein großer Theil des Volkes nach England ausgewandert war, unter dem Namen der benachbarten und nahe verwandten Friesen auf, die in der jetzigen holländischen Provinz Friesland wohnten. Unter dieser Bezeichnung hat sodann der Gesamtstamm seit dem Mittelalter den schmalen Uferstrich längs der Nordsee von Tondern bis Brügge an sich genommen, überall von dänischem, sächsischem und fränkischem Lande in die See gedrängt, die ihn zu verzehlingen droht. Unter den deutschen Volksstämmen ist er, mit alleiniger Ausnahme des thüringischen, bei Weitem der kleinste, wenn er auch eine besondere Wichtigkeit insofern in Anspruch nimmt, als er den Uebergang von den südgermanischen Stämmen zu den in Scandinavien sesshaft gewordenen Blutsgeoffen bildet. Von derber, breitschulteriger Gestalt, die ihn wesentlich von seinem hageren sächsischen Nachbarn auf der Geest unterscheidet, von röthlichem Haar und rosigem Gesicht, repräsentirt der Frieze in seinem Körpertypus bekanntlich am reinsten und nahezu unvermischt die altgermanische Race, wie deren Merkmale von den römischen und griechischen Schriftstellern angegeben werden.

Diese Friesen sind es, welche auf dem gesenkten und durch den nahe gerückten Ocean doppelt bedrohten Terrain jetzt den Wettstreit mit dem Meere beginnen. Von einem wirklichen Deichbaue kann man indessen erst reden, wenn die Schutzbauten eine solche Höhe erreicht haben, daß sie auch die Winterfluthen von dem Lande abhalten, was in Verbindung mit den gleichzeitig erforderlich werdenden Abwässerungsanstalten einen gewissen Stand der

Technik und einigermaßen geordnete gesellschaftliche Zustände voraussetzt. Die Sage von dem oldenburgischen Grafen, der schon im 10. Jahrhundert an der Tade einen großen kupfernen Siel, den Schlieker Siel, angelegt haben soll, ist wenig glaubhaft und wenn das Stedingerland erst zu Anfang des 12. Jahrhunderts eingedeicht ist, so werden die planmäßigen Bedeichungen auf den gefährlicheren Strecken im Fever- und Butjadingerlande auch nicht früher begonnen haben, womit auch die obige Bemerkung des Sazo Grammaticus übereinstimmt.

Nunmehr aber will der Mensch sein Land behaupten und dadurch entsteht an dem ganzen Küstensaume der Nordsee jener beständige Wechsel, jenes Vordrängen dort und Zurückweichen hier, jenes Spiel ohne Gleichen mit dem Einsatze zahlloser Menschenleben, die nicht für eine Idee den heroischen Tod erleiden, dankbaren Nachkommen ein Gegenstand der Verehrung und des Vorbildes, sondern resignirt im ungleichen Kampfe einem erbarmungslosen Elemente zum Opfer fallen.

In diesem Kampfe hat sich die Charakteranlage des Volkes gebildet, die Ruhe und Besonnenheit im Handeln, die Kargheit der Rede und der geringe Schwung der Phantasie, dagegen die Neigung für die Verstandeswissenschaften, namentlich die Mathematik, der mit Troß gepaarte Freiheits Sinn und die Anhänglichkeit am Alten. Niemals hat ein Geistlicher hier einen Zehnten erhoben. Kein unverheiratheter Priester ist je geduldet. So gering war die Empfänglichkeit für die schöne Mystik des katholischen Christenthums, daß die Märtyrer und Heiligen desselben auf die Sinnesart dieser Menschen nie Einfluß

gewannen und nicht einmal die hergebrachten altheidnischen Namen zu verdrängen vermochten. Seine alte Sprache und Sitte, sein altes Recht hat das Volk noch behauptet, als im übrigen Deutschland schon längst neue Bildungen entstanden waren, und erst gegen Schluß des Mittelalters erging es der Freiheit in Friesland wie anderswo, indem sich aus den einheimischen Richterfamilien despotisch veranlagte Häuptlingsgeschlechter entwickelten oder benachbarte Dynasten die unabhängigen Landgemeinden unterwarfen. Dieser Kampf war endlich auch die Ursache, daß der friesische Stamm, umgeben von der gewaltigen Erscheinung des Oceans und fortdauernd gezwungen, Leben und Erwerb gegen seine zerstörende Kraft zu schützen, zu einem politischen Zusammenschlusse nie gelangte, ganz abseits der deutschen Entwicklung stand und, abgesehen von einigen particularen Rechtsinstituten eigenthümlicher Art, für die Gestaltung des modernen deutschen Staats mit seinen Freuden und Leiden, seinen Licht- und Schattenseiten nie einen Beitrag geliefert hat.

Die eigentliche Geschichte der Sturmfluthen an diesem Theile der Nordsee beginnt mit dem 13. Jahrhundert. Bis dahin hatten die nordfriesischen Inseln, die fast den ganzen Raum zwischen Helgoland und der schleswigschen Halbinsel ausfüllten, den unter der jütischen Küste herkommenden Fluthstrom von der Elbe- und Wesermündung abgehalten. Als aber diese Vormauern zerbröckelt waren, drang mit den Nordwestwinden das gefährliche Wasser auch gegen die hier belegenen Marschen vor.

Mit der Marcellusfluth von 1218 hebt an der Sadeküste im friesischen Küstringen die Zerstörung an.

Einen zusammenhängenden Abschluß gegen die See wird es dort noch nicht gegeben haben, da das Terrain zum größten Theile zum Weserdelta gehörte, welches, von den hohen Geestrücken begrenzt, nach Bremen hinunterreichte und sich allmählich mit den Alluvionen der See und des Flusses und Moorbildungen ausgefüllt hatte. In diesen weiten Busen ergoß sich, zertheilt durch vielfache, mit Kirchdörfern besetzte Inseln, die Hauptmasse des Stromes weiter westlich als jetzt zum Meere und nahm an der Tade das Wasser von den Anhöhen bei Barel, Zetel und Driefel in sich auf. In der genannten Fluth soll der östliche und südliche Theil des Tadebusens eingerissen sein, die Kirchspiele Tadeleh, wo die Grafen von Oldenburg nach der Tradition der Rasteder Mönche ein sagenhaftes Stammschloß besaßen, Wurdeleh, Arngast, Dangast, Olde-Ellens und das Land beim Hoben. Zur Wiedergewinnung des Verlustes waren die Einwohner zu schwach und die erst im Entstehen begriffenen Deichbände noch zu wenig organisirt, sodaß Rüstingen durch eine breite Rinne in zwei Theile getrennt blieb und man den östlichen Theil fortan das Land buten der Tade nannte.

Mehrere Jahrhunderte waren nach diesem Landverluste verhältnißmäßig ruhig verlaufen, als im Jahre 1509 noch einmal eine große Fluth in Friesland einbrach und die Deiche zerstörte, sodaß das Land voll Wasser stand und verdarb. Auch in Rüstingen war die Noth groß und jedes Kirchspiel mußte einen Kahn halten, um die gefährdeten Bewohner mit Lebensmitteln zu versehen. Im Jahre 1510 hatte man mit großer Mühe die Deiche

wieder aufgerichtet. Jedoch noch in demselben Jahre vernichtete eine abermalige Sturmfluth am St. Magnustage, dem 6. September, das Menschenwerk.

Im nachfolgenden Winter 1511 war eine große Menge Eis gefroren und als dasselbe gegen St. Antonius, den 17. Januar, bei heftigem Sturmwind aufbrach, stürzte das Wasser, mit Eisschollen untermischt, über die schwach gewordenen Schutzwehren. Die Häuser wurden niedergeworfen, das Vieh ertrank und die Menschen trieben auf Dächern bis nach Butjadingen und Moorriem hinein.

Das Unglück traf hauptsächlich die rüstringischen Kirchspiele im Süden Seeverlands, Sande, Seedick, Ahme, Oldebrüggen, Bordum, das Kloster Havemönniken, Hoppens und Insmerhave. Durch die Wehlen in den zerrißnen Deichen drang jetzt bei jedem Hochwasser die See, riß Braken ein und grub sich tiefe Baljen. Trogdem hätte Rüstingen gerettet werden können, wenn ein kräftiges Regiment vorhanden gewesen wäre, welches die in sich uneinigen Kirchspiele zu energischer Deicharbeit angeleitet hätte. Noch hielten sich trotzig auf hohen Warfen inmitten des der See geöffneten Terrains viele Landbesitzer, und höher gelegene Flächen wurden während des Sommers im Grünen fortgenutzt. Aber auch diese Stellen schmolzen immer mehr dahin unter den täglichen Einwirkungen der ein- und ausströmenden Fluth. Am 19. April 1511 war Edo Wiemken von Sever gestorben und die zu Regenten eingesetzten Männer aus den Häuptlingsfamilien des Landes dachten weniger daran, für die nachgelassenen Kinder und die Herrschaft zu sorgen, als

sich selbst zu bereichern. Nur auf beiden Seiten der gleichfalls eingerissenen Wade gelang eine Vereinigung der Deichinteressenten, sodaß hier ein großer Landgewinn die Folge war. Auf der Sander Seite dagegen stockte alle Arbeit unter dem Eigennuß der Junker und dem Hader der Gemeinden, und als man sich gegen 1530 endlich zur Wiederaufrichtung der Deiche entschloß, war man genöthigt, die erste Deichlinie bis unmittelbar an das auf einer Sanddüne gelegene Dorf Sande hinein-zurücken.

Denn in unheimlicher Thätigkeit hatte das Meer auf dem preisgegebenen Boden die Zerstörung fortgesetzt, bald nagend, bald unterwühlend, bald im Kleinen das Erdreich lockernd, bald in mächtigerer Strömung es flächenweise abreißend. Aus den verlassenen Gotteshäusern wurden die Materialien von Wert veräußert und zu Schiffe abgefahren. Das Holz aus den Kirchen zu Bandt und Bordum fand Verwendung bei dem neuen Maadesiele, die Glocke aus Bandt wurde nach Lettens verkauft. Die Ahmer Kirche wurde von den Regenten abgebrochen und aus der zu Oldebrügge holten Oldenburgische Unternehmer die Steine ab, um sie für den Neubau der Lamberti-kirche zu benutzen. Als nach ungefähr 19 Jahren die Deiche wieder standen, hatte auch auf dieser Seite der Sade das Meer sich zu einem großen Busen vertieft und erweitert.

* * *

In dem Plane der Natur ist es gesetzt, daß dieselbe Kraft, die tödtet und zerstört, in anderer Form neues

Leben oder Wachsthum fördert. Dieselbe See, die vom Sturme gegen die Küste gepeitscht in den Leib ihres Widerfachers tiefe Wunden schlägt, ist die stille Arbeiterin, die Atome löst und bindet, aus denen über den Narben nochmals frische Erde emporwächst. Dieselbe Fluth, die zur verderblichsten Höhe aufsteigt, wenn Sonne und Mond, in gerader Linie zur Erde stehend, mit verdoppelter Schwere auf das leicht bewegliche flüssige Element wirken, ist die unermüdliche Trägerin, welche diese Atome zum Lande spült und über das unfruchtbare Moor oder den Sand hinlagert.

Dieser ewige Wechsel von Leben und Vernichtung, Entstehen und Vergehen, zieht sich vom Meere den Fluß hinauf bis an das Gebirge und vom Gebirge hinunter denselben Lauf bis zum Meere. Der Bach, der zur Zeit der Schneeschmelze über seine Ufer tritt und Verderben ringsum im Thale austreut, rundet und zerkleinert die Steinblöcke, die sein Bett beengen. Der Fluß, der sich gemächlicher in der Ebene ausbreitet, verarbeitet das Gerölle schon zu gröberem Sande, aus denen er zum Nachtheile der Schifffahrt Untiefen bildet, aber auch manche passende Anlandung dem Landnachbarn zuführt. Und jetzt wälzt sich das feinere Geschiebe als Lehm oder Thon in gelben Massen zum Meere hin, welches zu den erdigen Bestandtheilen des Flußwassers die vielen aufgelösten und in Verwesung befindlichen Stoffe, die zerriebenen Kalk- und Kieselschaalen der mikroskopischen Seethiere fügt, von denen alle Tropfen seines eigenen Wassers wimmeln. Mit jedem Aufsteigen der Fluth und jedem Fallen der Ebbe wiederholt sich namentlich auf der Strecke,

wo das süße und das salzige Wasser sich mischen, die Ausscheidung der Sinkstoffe, das Spiel der chemischen Affinitäten, die Bildung jenes überaus fruchtbaren Schlammes, gemengt aus dem Staube des Gebirges und den organischen Ueberresten des Meeres, welchen die Strömung weiter bis zur See hinunterschwemmt und weiter den ganzen Küstenstrich entlang trägt.

Gebrochen und abgeleitet durch die Inseln und die höheren Theile der Wattenselder dringt nun die Fluth langsam zum Festlande vor und in die Buchten hinein, und wenn sie innerhalb 24 Stunden zweimal ihren höchsten Stand erreicht hat, hört eine Zeit lang jede Bewegung auf. Dann senkt sich der graue Schlamm wie eine Wolke zum Boden und seine Schwere verhindert, daß das ablaufende Wasser ihn wieder mit fortzieht. Die Stauzeit ist somit die eigentliche Geburtsstunde der Marsch. Je weniger die Ruhe in diesem Momente durch widrige Winde oder bewegtes Wasser gestört wird, je erheblicher ist die Ausscheidung des Schlammes. So legt sich Schicht auf Schicht, und wenn sie getrocknet sind, kann man sie blätterweise von einander nehmen und den Fortgang der Aufschlickung verfolgen. Nicht in Wochen oder Monaten, aber doch in Jahren wächst allmählich das Land aus dem Meere hervor, eine kostbare Gabe, mit der es vergilt, was es anderswo geraubt hat.

So vollendet sich der Bildungsgang der Natur. Die mechanische Kraft des Wassers, welche den Stein in Erde verwandelt und aus vielen Elementen von nah und fern den Meeresschlamm gebildet hat, ist es, die hier wieder das Feste aus dem Flüssigen scheidet und die von den

Bergen hergeschwemmten Brocken, untermischt mit einigen Zuthaten, am Ufer als Alluvium ansetzt.

Wenn im Sommer andauernd große Ebben geherrscht haben, ziehen sich kaum sichtbare Fäden über den Schlick und der grüne Schimmer der Algen verräth den Anfang des vegetabilischen Lebens. Hat der Anwuchs eine solche Höhe erreicht, daß er sich vielleicht noch ein Fuß unter der ordinären Fluth befindet, so ist der Quendel oder Krückfuß die erste Pflanze, die sich auf dem rohen noch unbenarbtten Seeschlamme ansiedelt und als erster Repräsentant der Landflora von ihm Besitz ergreift. Weit ins Meer hinein wagen sich einzelne dieser Pflanzen und strecken der Fluthwelle ihre blanken cactusähnlichen Nester entgegen, mit denen sie die Schlammtheile des Wassers auffangen, um sie nachher zur Ebbezeit getrocknet wieder fallen zu lassen. Mit der wachsenden Bodenhöhe stehen sie landeinwärts immer dichter, bis die tägliche Fluth den Strand nicht mehr bedeckt. Dann stirbt der Quendel ab und ein Durcheinander von Salzpflanzen erscheint, eine Zwischenstufe zwischen der vordringenden Region des Quendels und der Flora des festen Landes. Noch fehlen Gräser und Kryptogamen gänzlich, Grasnelken, die Strandaster, an der Tade Züddig genannt, und der Wermuth, mit welchem der Marschbewohner seinen Branntwein als Präservativ gegen Fieber würzt, überziehen mit schmutzigem Grün und kleinen Blüthenstengeln den Boden.

Aber schon ist das neue Vorland landwirthschaftlich nutzbar geworden. Die höheren Stellen bedeckt ein dichter Teppich des Scerispengrases, des Andels, einer unscheinbaren Grasart mit kriechender Wurzel und nacktem

Stalm, welche im getrockneten Zustande eine schmutzig gelbe Färbung annimmt und in ihrem unscheinbaren Aeußern nicht den hohen Futterwerth verräth, der beim Pferde dem des Hafers gleichgeschätzt wird. Der Eigenthümer des Grodens, die Landesregierung, die in den Zeiten der Regalität sich des Rechtes auf den Anwuchs bemächtigt hat, kann nunmehr aus dem Groden hohe Pachten ziehen. Der Andel wird Ende August gemäht, oder, wo die Zufuhr von süßem Wasser möglich ist, auch geweidet. Kleine Wirthschaften haben oft ihre ganze Existenz auf die Pacht von Andelparcellen gegründet und selbst die größeren Höfe ergänzen dort ihr Grünland, worauf sie mehr altes Land binnendeichs unter den Pflug nehmen können. Aber noch sind die hohen Fluthen gefährlich, welche den Andel mit Schlamm überziehen, wenn er nicht rechtzeitig gleich nach dem Mähen auf den Deich in Sicherheit gebracht wird, oder die weidenden Schafe wegtreiben, welche, statt wie die Pferde und Rinder nach der schützenden Höhe zu entfliehen, sich rathlos zusammendrängen, bis das Wasser ihnen über die Köpfe geht.

Ist der Groden so hoch geworden, daß die Ueberfluthungen seltener werden und das Regenwasser ihn ausfrischen kann, so verlieren sich die Strandgewächse und machen den Marschpflanzen Platz, weil mit der Salzigkeit des Bodens die Bedingung ihres Daseins abhanden geht. Ein saftig grüner Rasen erscheint und dazwischen siedelt sich der weiße Klee an, ein untrügliches Zeichen, daß der Groden reif ist, wie man sagt, daß das dem Meere durch die vereinte Thätigkeit des Niederschlages und der Vegetation abgerungene Land mit einem Deiche

zu umziehen und als Ackerland aufzubrechen ist. Tritt im Verlauf der Jahre der unglückliche Fall ein, daß die See den Damm zerreißt und das neue Land überströmt, so werden in kurzer Zeit alle Pflanzen des Binnenlandes zerstört und der Andel, der Bermuth und die Meerstrandkräuter beziehen wieder ihr altes Gebiet.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wie die Epoche der großen Sturmfluthen, so auch die massenhafte Schlammansetzung an unserer Küste einer gewissen Periodicität unterworfen ist, die auf bis jetzt noch unbekanntem siderischen Einflüssen beruht. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts wenigstens entsteht im ganzen Umfange der Nordsee eine große Hinneigung zur Grodenbildung, ohne daß eine äußere Aenderung in den Verhältnissen des Meeres wahrnehmbar ist. Die beiden genannten, für das einheimische Litoral bemerkenswertheften Fluthen von 1219 und 1511 hatten gegen die See vieles Land zerstört, aber auch die Verschlammung in den Armen der Weser vorbereitet, welche zu jener Zeit Butjadingen durchzogen. Jetzt erhält aus ihrer allmählichen Abdämmung und durch die Einschließung des Stromes in seinen östlichen Arm die Halbinsel ihre gegenwärtige Gestalt. An der westlichen Seite des Jadebusens von Mariensiel bis zum Kirchspiel Jade, die gegen die vorherrschenden Westwinde geschützt lag, wird in rascher Aufeinanderfolge ein Groden nach dem andern gewonnen. Triumphirend rückt der Mensch auf dem Felde, wo er 1511 den Kampf gegen die See verloren hat, wieder vor und ringt der Wüstenei des Wattes Fläche an Fläche ab, die unter seinem fleißigen Anbaue sich alsbald in fruchtbares Culturland ver-

wandelt. So geschah es, daß der Jadebusen die Stätte nicht nur der wilden Zerstörung, sondern auch der segensreichen Arbeit geworden ist, mit welcher das Meer still, aber unablässig den Anwuchs an dem abgebrochenen Ufer anhäuft und der Mensch sich erfolgreich müht, die angebotene Gabe unter den Schutz der von ihm aufgeworfenen Deiche zu bergen.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts begann man, der natürlichen Alluvion auch durch künstliche Vorrichtungen nachzuhelfen. Hier ist das Hauptfeld des sog. Wattenbaues. Man schießt lange Gruppen in den frischen Anwuchs hinein und verbindet sie durch Quergruppen, um die an- und auflaufenden Wellen möglichst zu besänftigen und sie zu zwingen, den feinen Klei am Rande des Grodens abzusetzen. Das bedeutendste Werk war jedoch der Anfang der fünfziger Jahre begonnene Durchschlag nach den oberahnischen Feldern, eine große Schlenge die man vom Deiche aus bis zu jenen Resten des alten Marschlandes zu legen beabsichtigte, um die heftige Strömung des Ahnerewiers zu unterbinden und durch den dadurch hervorgerufenen Anwuchs die Felder mit dem festen Lande wieder in Verbindung zu setzen. Das Werk hat verhältnißmäßig große Opfer gekostet und in Bezug auf seine Rentabilität vielfache Anfechtungen erfahren, zumal einige technische Versuche mit neuen Schlengeconstructionen sich nicht bewährten. Es ist nicht vollendet worden, weil man aus der Landfestmachung einer so großen Fläche Störungen für das Wilhelmshafener Fahrwasser befürchtete. Dieses wird durch die Kraft der aus der Jade herausströmenden Ebbe offen gehalten, durch die

Einengung der Ufer wäre aber die Aufnahmefähigkeit des Busens für die hereinkommende Fluth gemindert worden, woraus sich ebenfalls eine geringere Wassermenge für den Ebbestrom ergeben hätte. Die widerstreitenden Interessen sind nach langwierigen Verhandlungen und Untersuchungen durch das Reichsgesetz vom 19. Juni 1883 dahin ausgeglichen, daß der Zuschlag auf Kosten des Reiches wieder beseitigt und die seitherigen Baukosten zum Betrage von 830 552 *M* Oldenburg ersetzt wurden. Auch die späteren Landgewinnungen an der dortigen Küste bleiben einigermaßen in Frage gestellt, indem alle Eindeichungen und alle Anlagen zur Beförderung der Schlickablagernng in einer bestimmten Entfernung über das Vorland der jetzigen Winterdeiche hinaus von der Genehmigung der Marinebehörde abhängig gemacht sind, die zunächst untersuchen wird, ob durch die Anlage etwa Schaden für das Fahrwasser des Kriegshafens oder die Wassertiefe entstehen könnte.

Die gewöhnliche Annahme ist, daß von den an den oldenburgischen Uferstrecken seit dem 13. Jahrhundert weggeschwemmten 7 □ Meilen ungefähr 6 □ Meilen wieder gewonnen sind. Noch bedeutender aber war der Anwuchs an anderen Stellen der Nordsee, z. B. am Dollart. Hier hatten die Fluthen seit 1219 eine Fläche von 7 □ Meilen begraben, worauf sich eine Stadt, drei Flecken, fünfzig Dörfer und reiche Klöster befanden. Aber diejenige Fluthströmung der Nordsee, die von Norden herunterkommt und, durch das Wasser der Elbe und Weser verstärkt, eine kreisende Bewegung von Osten nach Westen gegen die friesische und holländische Küste hin bewirkt,

war die Ursache, daß der Landgewinn hier noch rascher und umfangreicher als an der Jade hervortrat. Durch diese Strömung wurden die Sinkstoffe verhindert, sich ganz an der jütischen und schleswigischen Küste oder an der Elbe und Weser abzusetzen, und gerade ihre edelsten und feinsten Theile wurden weiter gegen Westen getrieben. So entstand an der Ems jener Anwuchs von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, jene Polder, die seit ihrer Eindeichung noch keinen Dünger gesehen haben, im Sommer ein wogendes Meer üppiger Saaten, fast nirgends Grün- oder Brachland, wo die ganze Bearbeitung nur darauf hinzielt, den überkräftigen Boden zu bändigen und zu zähmen. Was ist aber auch dieser Segen gegen die wuchernde Fülle der Natur in den Alluvien unter südlichen Breitengraden, was gegen den Nil, der mit dem aus den Hochthälern Abyssyniens mitgeführten Schlamme alljährlich aufs Neue die Ländereien an seinen Ufern befruchtet, was gegen die reichen Deltas an den Ausflüssen des Mississippi, des Amazonenflusses, des Ganges oder der großen chinesischen Ströme, wo unter der Gluth der tropischen Sonne die Intensität der Schlammerzeugung sich unendlich vervielfacht!

* * *

Der heutige Marschbauer wohnt sicher auf dem Grunde, um welchen seine Ahnen mit Darangabe von Hab und Leben kämpfen mußten. Er schläft ruhig hinter dem güldenen Bande, das die fruchtbare Landschaft umzieht, und gedenkt kaum der hangen Nächte, die sein Vorfahr auf einsamer Warft verbrachte, wenn der Sturm die gefährliche Fluth gegen den schwachen Schutzwall

heranpeitschte. Wollte man eine Rentabilitätsberechnung für den heutigen Marschboden aufstellen und genau den Geldeswerth jener Opfer buchen, die seine Erhaltung im Laufe der Jahrhunderte erfordert hat, so würde manche Strecke, vielleicht die ganze Marsch sich kaum als besserer Zinszahler darstellen, als die magerste Geest. Aber der Generation, die im Kampfe mit einem übermächtigen Gegner zu Grunde gegangen war, folgte alsbald eine andere, die auf dem trocken gelegten Terrain rasch wieder zu Wohlstand gelangte und sich nicht weiter um die Verluste grämte, welche Andere auf demselben Boden zu erleiden gehabt hatten.

Die Sicherheit, welche der heutige Deichbau gewährt, wird als eine absolute zu betrachten sein, so lange nicht eine unerwartete Veränderung in den Verhältnissen dieser Küste eintreten sollte. Und doch liegt die Zeit nicht lange hinter uns, seit welcher wir ein derartig stolzes Wort auszusprechen wagen dürfen, und eine Reihe von bitteren Erfahrungen waren nothwendig, um Technik und Organisation des Deichbaues auf die gegenwärtige Höhe zu führen. Nicht die Natur, sondern die Menschen haben sich geändert, nicht der Angriff ist schwächer, sondern die Vertheidigung zäher und planvoller geworden. Die Fluth von 1825 wird von dem Ostfriesen Ahrends für die höchste gehalten, die je seit historischer Zeit an unserer Küste aufgestiegen ist, und doch hat sie nur mit Privatdeichen versehene Groden geschädigt und an den Hauptdeichen sich ohnmächtig gebrochen.

Die Schule der oldenburgischen Deichbau-
meister, die im 18. Jahrhundert mit den Münnichs

und Hunrichs beginnt und im folgenden sich zu den Nienburgs und Peters fortpflanzt, hat die Sicherheit einer Deichanlage nicht nur in ihrer Stärke und guten Unterhaltung, sondern auch in der Verbindung mit dem Uferbau gesucht, der zu jener Zeit neu aufkam und seitdem als der eigentliche Prüfstein für die an sich ja sehr einfache Kunst des Deichbaues gilt. Die erste Vertheidigungslinie liegt deshalb bereits unten am Groden, nicht erst am äußeren Deichfuß. Man sucht durch Schlingen oder Steinbermen dem Deiche ein genügend breites Vorland zu erhalten, damit die anstürmenden Wellen sich auf demselben brechen und in ihrer Gewalt schon vor dem Anprall an das eigentliche Bollwerk geschwächt sind. Als ein Meisterwerk in dieser Beziehung steht die von H. C. Peters in den vierziger Jahren hergerichtete Berme vor dem Schwarder Einlagedeich an der gefährdetsten Ecke des Butjadingerlandes da, durch welche es gelungen ist, einen im Laufe eines Jahrhunderts bereits dreimal zurückgelegten Deich auf leichtem, mit groben Sand und Kalkschalen durchsetzten Boden ein für allemal in Sicherheit zu bringen. Aber auch die größte Kunstfertigkeit würde auf diesem Gebiete wenig erreichen, wenn ihr nicht andauernd die materiellen Mittel an Geld und Arbeitskraft zu Gebote stehen. Hier hat die neueste Gesetzgebung eingesezt und durch eine umfassende Regelung der Deichlast und der Deichverbände den jetzigen, sowohl der Gerechtigkeit als der technischen Zweckmäßigkeit entsprechenden Zustand angebahnt. Indem sie den aus den früheren Jahrhunderten überkommenen Mißbräuchen der Deichfreiheiten ein Ende setzte, hat sie mit dem Grundsatz

Ernst gemacht, daß alles unter dem Schutze der Hauptdeiche liegende Binnenland die Kosten aller zum Zwecke des Deich- und Sielwesens gemeinschaftlichen Anstalten zu tragen hat: kein Land ohne Deich und kein Deich ohne Land. Indem sie die kleineren Interessentenschaften zu größeren Verbänden vereinigte, hat sie für eine Ausgleichung der Deichlast und vermehrte Leistungsfähigkeit des pflichtigen Verbandes gesorgt. Indem sie darauf hinwirkte, daß an Stelle des Schlendrians der Pfanddeichung die Communionsdeichung trat, nach welcher eine vorkommende Last von allen Genossen gemeinsam getragen wird, hat sie die Grundlage geschaffen, auf welcher die Gleichmäßigkeit der Deichunterhaltung und die Wirksamkeit der staatlichen Controlle im Wesentlichen beruht. Ein so originales und bewährt befundenes Gesetz, wie die Deichordnung für das Herzogthum Oldenburg von 1855, enthält die Aufzeichnung dieses neuen Deichrechtes und ist mit seinem genau geregelten, zuverlässig arbeitenden Apparate die Bürgschaft, daß wir glauben dürfen, nunmehr der Marsch, an Betriebbarkeit und Steuerkraft das Fundament unseres Staates, eine feste Grenze gegen See und Fluß aufgerichtet zu haben.

Auch aus früheren Jahrhunderten wird von mancher großen That berichtet, durch welche eine gefährliche Deicharbeit vollführt oder eine fruchtbare Landstrecke der Cultur gewonnen wurde. Es ist natürlich, daß sich in dem Gedächtnisse unserer Küstenbevölkerung derjenige ein treues Andenken bewahrte, welcher sich der Förderung eines so nationalen, für den Wohlstand des Landes und den

Reichthum des Fürsten gleich bedeutungsvollen Werkes angenommen hatte. Eine der mühseligsten Bedeichungen, welche an der oldenburgischen und ostfriesischen Küste je unternommen wurde, haben in den Jahren 1593 bis 1615 die Grafen Johann XVI. und Anton Günther an der Westseite des Jaderbusens bei Ellens und Oberahm zu Stande gebracht. Sie legte die Grundlage für den späteren, so beträchtlichen Landerwerb an dieser Strecke, ihr von Wechselfällen der verschiedensten Art unterbrochener Verlauf hat über zwei Jahrzehnte das Land in Spannung erhalten, ihr schließlicher Erfolg ist ein Zeichen sowohl für die Kühnheit des Planes, als die Zähigkeit seiner Ausführung.

Vor den Geestvorsprüngen bei Barel, Steinhausen, Driefel und Zetel lag eine bis dahin unbedeicht gebliebene Niederung, durch welche von dem hohen Lande das Wasser in die Jade abfloß und jeden Tag die Fluth durch die vielen Bäche weit hinein in die Geest aufstieg. Ging man dann nach Norden weiter, so kam man auf eine große Wattfläche, das Terrain der in der Antonifluth von 1511 weggeschwemmten Kirchspiele. Nur einige Sandinseln hoben sich als Ueberreste des alten Landes hervor, zunächst am jetzigen Steinhauersiele Hiddels, sodann Ellens und zuletzt Oberahm. Auf ihnen befanden sich noch Reste der alten Kirchen und einige Warffstellen. Von einander und dem festen Lande waren sie durch breite Baljen getrennt und zwischen Ellens und Oberahm ging eine tiefe, breite Strömung, das schwarze Brack, welches in der späteren Eindeichung eine so verhängnißvolle Rolle spielen sollte.



Am 20. Februar 1575 war Fräulein Maria, die letzte angestammte Fürstin des Severlandes, gestorben. Um alle Ansprüche Ostfrieslands auf ihren vielbestrittenen Besitz zu beseitigen, hatte sie die Grafen von Oldenburg zu ihren Erben eingesetzt und schon einige Jahre vor ihrem Tode, als sie sich krank fühlte, dem Grafen Johann XVI. von den Bürgern und Landleuten huldigen lassen. Dieser letztere hatte sich bereits durch mannigfache Unternehmungen im Deichwesen bekannt gemacht, weshalb ihn die gleichzeitigen Geschichtsschreiber mit dem Ehrentitel: des Heiligen Römischen Reiches Baumeister an der Seekante, auszeichneten. Er hatte den Hoben bei Seefeld, eine alte Einbuchtung der Tade, viele Groden im Butjadingerlande bedeicht und setzte später diese nutzbringende Thätigkeit im Severlande fort, wo er das Land bei Garmis und beim Hoop gewann. Damals waren die Grafen selbst die Oberdeichgräfen und auch der Kanzler und seine Rätthe mußten sich auf diese Wissenschaft verstehen, um als Unterdeichgräfen, allenfalls mit Zuziehung der kundigen Bögte, die wichtigsten Anordnungen treffen zu können. Keines seiner Werke aber lag Johann mehr am Herzen, als der lange Damm bei Ellens. Der Einbruch an der westlichen Seite der Tade durch die Antonisluth hatte seine Herrschaft Sever von den oldenburgischen Grafschaften getrennt, sodaß man, um nach Sever zu gelangen, Ostfriesland berühren mußte. Gerechtfertigt war daher sein Wunsch, durch eine Bedeichung hier die unmittelbare Verbindung zwischen Oldenburg und Sever wieder herzustellen und zugleich eine große Fläche neuen Landes dem Meere zu entreißen.

Nachdem die einleitenden Deichzüge in der Einbuchtung bei Driefel und Zetel gelegt und auch die oben erwähnten, nördlich belegenen Inseln landfest gemacht waren, konnte man 1597 daran gehen, den ersten Theil des Verbindungsdammes durch das unbegrünte Watt von Steinhauersiel über Hiddels nach Ellens zu legen, womit der Grundgedanke des bisher mit Rücksicht auf den friesischen Nachbarn geheim gehaltenen Planes zu Tage trat.

In demselben Jahre erhob Graf Enno von Ostfriesland, der über den Anfall Jever's an Oldenburg aufs Höchste erboßt war, Einspruch gegen die Eindeichung und seit 1599 schwebte der Proceß bei dem Reichscammergericht zu Speyer, um für die nächste Zeit seinen lähmenden Einfluß auf den Fortgang der Arbeiten auszuüben. Der ostfriesische Anspruch ging auf Inhibirung des Deichwerkes, weil dadurch Handel, Schifffahrt und Fischerei den dortigen Unterthanen unmöglich gemacht, die Abwässerung aus dem Amte Friedeburg beeinträchtigt und der Zoll auf der Hohemey geschmälert würde. Oldenburgischerseits wurde erwiedert, daß es sich um die Wiedergewinnung uralten oldenburgischen und jever'schen Landes handele, daß die Fischerei im Brack den Ostfriesen stets verboten gewesen wäre und die Abwässerung nicht hierher, sondern nach Norden durch die Made gegangen sei. Der erste Bescheid des Gerichtes fiel jedoch ungünstig für Oldenburg aus. 1604 erhielt es den Befehl zur vorläufigen Einstellung der Deicharbeit und konnte sich dagegen nur schützen, daß es 1612 eine Bürgschaft bestellte, das Deichwerk sofort wieder zu zerstören, falls das schließliche Urtheil im Proceße gegen ihn ausfallen sollte. Eine

solche Entscheidung ist jedoch nie ergangen und die einzelnen Streitpunkte wurden durch spätere Vergleiche erledigt.

Während dieser Zeit hatte die Deicharbeit sich wohl nur auf die Erhaltung des Gewonnenen und den Bau der Siele beschränkt. Graf Johann war bei einer Besichtigung der Arbeiten erkrankt und am 12. November 1603 gestorben. Aber sein Nachfolger Anton Günther trat in die Fußstapfen seines Vaters ein und ging, nachdem er wider seinen Proceßgegner einstweilen freie Hand gewonnen hatte, 1613 energisch an die Vollendung des letzten und schwierigsten Abschnittes des ganzen Werkes, an die Durchschlagung des schwarzen Brackes zwischen Ellens und Oberahm.

Alle Kräfte des kleinen Landes wurden angespannt, um die für die Eindeichung erforderlichen großen Mittel zu beschaffen, welche schon längst über den anfänglich berechneten Betrag hinausgegangen waren. Die Severschen Vogteien mußten im Hofdienste Mannschaften und Pferde stellen, Butjadingen, Stadland und Mooriem zahlten dafür ein Deichgeld, während die Ammerschen Kirchspiele Holz und Schlengenmaterial lieferten. Ueber 1000 Personen waren jeden Sommer beschäftigt, um Soden und Erde von den Außengroden oder von den in der Tade noch vorhandenen Inseln mittelst Karren und Schiffen anzubringen oder mit Schlengen und Pfählen die Dämme auf dem losen Grunde zu sichern. Ein Commando der gräflichen Soldateska sorgte für Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung.

Zur Oberleitung des ganzen Werkes hatte der Graf nacheinander mehrere holländische Deichmeister mit ihren

Gehülfsen angenommen. Die Schließung des Dammes in der letzten Oeffnung, durch welche das eingeeugte Brack bei jeder Fluth reißend ein- und ausging, wurde zuerst durch lange Reißbündel und später durch große Senkstücke versucht, die aus geflochtenem Buschwerk bestanden und mit Steinen beschwert waren. Dreimal hinter einander 1613, 1614 und 1615 zerstörte die heftige Strömung die in dem Treibsande schwierig zu befestigenden Werke, bis schon gegen Mitte des Sommers 1615 der ammerländische Bogt Arend Stindt sich zu einem letzten Versuch erbot und wirklich so glücklich war, die fremden Deichkünstler zu beschämen.

Nachdem wiederum eine große Menge von Schlengenmaterialien und Hölzern herangeschafft und viele Menschen, Wagen und Schiffe angestellt waren, wurde das Loch bei Ebbe mit Senkstücken gefüllt und durch eine Reihe starker Pfähle überbaut, auf denen man eine Brücke legte, um von beiden Seiten Erde hineinwerfen zu können. So gelang es mit dem Steigen des Wassers auch den Damm in die Höhe zu bringen, so daß zum ersten Male die Fluth nicht auf dem gewohnten Wege durch die Oeffnung treten konnte. Nun fuhren die Wagen mit großem Jubel von der jeverschen nach der oldenburgischen und von der oldenburgischen nach der jeverschen Seite. Die ganze Nacht blieb Alles in Thätigkeit und erst am nächsten Mittag, als die Ebbe wieder eintrat, gönnte man Menschen und Pferden nach der übermenschlichen Anstrengung Ruhe, während die Schiffe, so lange es der Wasserstand erlaubte, noch fortarbeiteten, um den Grund von außen und innen zu erhöhen.



Der Tag des Zuschlages ist nicht genau festzustellen. Aber am dritten Tage nach demselben ließ der Statthalter von Sever, Oberst Wollrabe von Löwenberg, auf dem Damme eine hohe Stange aufrichten, mehrere Theertonnen daran befestigen und Abends anzünden, wobei drei Salven abgegeben wurden, dem mißgünstigen Nachbarn zum Schein und Zeichen des Glücks. Dem Grafen Anton Günther, welcher am kaiserlichen Hofe zu Prag weilte, wurde die Nachricht durch den Hauptmann von Rüdigheim hinterbracht, welchen er dafür mit dem ansehnlichen Geschenke von 1000 *sch* lohnte. Er ließ das Land durch besonders abgesandte Rätthe feierlich in Besitz nehmen und verordnete unterm 22. Juni 1615 einen allgemeinen Betttag. Da drangen von allen Kanzeln brünstige Danksgungen zum Himmel, daß an einem solchen Orte, da zuvor die ungestüme salze See gewesen und da die Fische ihre Wohnungen gehabt, sich jetzt vernünftige Creaturen an der lauterer Milch des Evangeliums laben könnten.

Eine andere große Deicharbeit hat auf der östlichen Seite der Dangaster Düne ungefähr 100 Jahre später stattgefunden und ihre äußeren Umstände waren kaum weniger schwierig, als beim Ellenserdamme.

Eine schreckliche Sturmfluth hatte in der Weihnachten des Jahres 1717 wiederum die Deiche an unserer Küste durchbrochen, die in Verfall gerathen waren, als mit dem Eintritte der dänischen Regierung die unermüdliche persönliche Einwirkung des Grafen aufgehört hatte. Ueber 4000 Menschen verunglückten und an 1400 Häuser wurden zerstört. Das Elend war unbeschreiblich. Erst 1719

hatte man wieder Muth gefaßt, das den Fluthen geöffnete Land durch Nothdeiche zu sichern, als die Neujahrfluth von 1721 die eben erst kümmerlich vollendeten Schutzwehren von Neuem vernichtete. Am Tadebusen war das Land bei der Schweyburg eingebrochen und hatte den seit 1650 dort begonnenen Deichbau zum dritten Male zerstört. Der fruchtbare Marschstrich zwischen der Tade und dem Moore bei der Kleihörn gerieth in Gefahr, weiter eingerissen zu werden, in welchem Falle sich die nachtheiligen Wirkungen bis an die dahinterliegende Marsch bei Schwey und auf das seit dem Durchschlage der Lüne bei Salzendeich in diesem früheren Weserarmer neu gewonnene Land erstreckt hätten.

Zum Glück besaß das Land in der Person des dänischen Admirals und Oberlanddrosten Christian Thomsen Sehestädt einen Mann von Einsicht und seltener Thatkraft. Unterstützt durch jene Reihe von Oberdeichgräfen aus der Familie derer von Münnich wurde jetzt durch die energischen Anordnungen Sehestädts Butjadingen mit einer fast neuen Bedeichung versehen. Um das Land bei der Schweyburg zu retten, hatte man den Deich im Westen an die Geest von Taderberg nach Barel angelehnt, ihn aber bisher nur bis an das Moor geführt, welches den Tadedistrict von Butjadingen scheidet und bei der Kleihörne bis unter das Watt des Tadebusens verläuft. Bei jeder Sturmfluth tritt das Wasser von der See in die unteren Schichten dieses Moores hinein, hebt dasselbe mit allen darauf befindlichen Bäumen und Häusern und läßt es beim Abflauen wieder fallen. Es stellte sich jetzt die Nothwendigkeit heraus,

dieses treibende Moor hart an der Küste zu durchdeichen, um weiter nordwärts den Anschluß an die Butjadinger Deiche beim Hoben zu gewinnen und so den Deichring an dieser Ostseite des Jadebusens zu schließen.

Im Jahre 1721 schritt man zu Werke und brauchte 4 Jahre, um dasselbe zu vollenden. Sehestädt war unermüdetlich an Ort und Stelle, um den Fortgang der Be-
deichung zu überwachen oder die revoltirenden Arbeiter durch sein entschiedenes Auftreten wieder zur Ordnung zu bringen. Ueber schwankendes Terrain bahnte man sich, von zwei Seiten zugleich anfangend, auf Bohlen und Faszinen einen Weg, auf welchen zweirädrige Wüppen die Erde heranzführten, die sich oft 30 Fuß tief senken mußten, ehe sie den festen Grund erreichte. Im Jahre 1725 schloß man endlich zusammen und das gefährdete Land war aufs Neue gerettet. Ein kleines Dorf, welches später an dieser Deichstrecke entstand, erhielt in dankbarer Erinnerung an den Erbauer den Namen Sehestädt.

Aber was der Graf mit seinen Tonnen Goldes und der Frohnarbeit seiner Unterthanen, was die Thatkraft und Ausdauer des wasserbaukundigen Ingenieurs hier ins Dasein rief, das hat Goethe in seinem großen Lebenswerke auch dichterisch zu verwerthen gewußt. Um Faust am Ende seiner Laufbahn als Mann der practischen Thätigkeit zu zeigen, läßt er ihn Deichkünstler wie Sehestädt werden. Um das ereignißvolle Leben seines Helden mit einer großartig nützlichen Wirksamkeit abzuschließen, läßt er ihn am Ufer des Meeres neues Land gewinnen, wie die Grafen Johann und Anton Günther.

Aus der Enge seiner Bücherwelt ist Faust losgestürzt in die Welt des Handelns und des Genusses. Er hat die Tragödie mit Margarethe durchgekostet, den Hof des Kaisers mit Gaukelspiel und glänzenden Zerstreungen erfüllt und in der Helena das schönste Weib der Erde, das Idol des classischen Alterthums, sich zu eigen gemacht. Entschwunden ist jetzt das Land der Schönheit und der Liebe und er steht wiederum auf der Spitze des Hochgebirges und schaut in die ungemessenen Weiten, die zu seinen Füßen sich ausdehnen. Der Flitter und das Glend der überfeinerten Cultur ist ihm zuwider, er will Befriedigung suchen nicht mehr im Genießen, sondern im eigenen Schaffen und Wirken. Die Stadt mit ihren Plätzen und Straßen und ihrem vornehmen Schein, das Schloß auf Bergeshöhen mit Feldern, Wiesen und lustigen Gärten, sie vermögen ihn nicht zu locken. Sein Auge ist auf das Meer gezogen, wie es emporschwillt und seine Wogen gegen das flache Ufer schüttelt, wie es wächst und eine wüste Fläche rollend überzieht und doch zur Stunde vor dem stolz erreichten Ziele zurückweicht, mit Unfruchtbarkeit den Raum erfüllend, wo Alles blühen und gedeihen könnte. Ihn verdriest dieses zwecklose Treiben des Elementes und schnell im Geiste ist der Plan gefaßt:

Erlange dir das köstliche Genießen,
Das herr'sche Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und weit hinaus sie in sich selbst zu drängen.

So wird, was zu den Seiten der Dangaster Düne und an den Buchten dieses öden Meeres von jeher als der dankenswerthe Preis irdischen Mühens gegolten hat, in dem Schlußacte des Gedichtes der Gegenstand, welcher dem

Räthsel dieses Menschendaseins die endliche Lösung bringt. Faust unternimmt es, ein unbewohntes und bisher unbewohnbares Stück Erde den Naturgewalten abzutrocknen, die es verheeren, und mit Hülfe der ihm dienenden Geister es wohnlich für ein freies Menschengeschlecht herzurichten. Indem diese Thätigkeit darnach angethan ist, ihm stets neue Anregung, Befriedigung und Freude am eigenen Besitze zu gewähren, hat er den festen Punkt gefunden, an welchem sein gewaltiges Streben, seine rastlose Ungeduld sich endlich beruhigt und ermäßigt.

Und so steht er, ein erblindeter Greis, am späten Abend auf dem Vorhofe seines Palastes. Während die Gespenster des Todes schon das Grab schaufeln, fliegt sein Geist unermüdtlich fort zu immer umfassenderen Plänen. Er hat des Meeres Rechte geschmäleret, um an seiner Stelle Herr zu sein. Er hat an dem grenzenlosen Strande durch eigene Kraft und nach eigener Wahl eine neue Welt sich aufzubauen. Er sieht ihre fruchtbaren Gefilde belebt von einer emsigen Völkerschaft, die, weil sie täglich sorgen muß, den schützenden Deich gegen das rasende Element zu festigen, in diesem Kampfe, der alle Kräfte zur Vereinigung anspornt, die Grundlage zu einem freien Staatsleben gewinnt. Er ist der tröstlichen Verheißung sicher, daß mit dem Werke auch der Name des Meisters in der Erinnerung der Ewigkeiten fortleben wird. Und im Vorgefühle eines solchen überköstlichen Ausblickes spricht Faust jene Worte, welche die Erfüllung seines Pactes mit Mephistopheles bedeuten. Der Zeiger der Lebensuhr weist die Stunde, er singt zurück in die Arme der harrenden Lemuren.

Für den Jadebusen hat sich kein Faust gefunden, der Alles wieder in Besitz nehme, was vor dem Einbruche der Nordsee einstmal's Land war. Noch bedeckt das Wasser den großen Raum der Mitte und gemahnt an den Anblick einer weitgedehnten Trümmerstätte, aus welcher eine versunkene Welt nur noch in wenigen Zeichen zu uns redet. Aber wenn der Busen die hereinströmende Fluth mit vollen Armen langsam zu sich aufgenommen hat, drängt bald darauf mit größerer Hefigkeit die fallende Ebbe aus dem Becken wieder heraus. Eingeeengt durch die vorspringenden Ecken Butjadingens und des Severlandes, hält sie hart am Ufer des letzteren eine tiefe Fahrinne offen, welche eine an dieser Küste seltene Gelegenheit zur Anlegung eines Hafens darbot. Von der Dangaster Düne aus sehe ich Thürme und Schiffsmasten am Horizonte emporragen, auf dem Lande der alten Friesen erhebt sich der Kriegshafen, der den Namen des Kaisers trägt, ein Bollwerk, wohlverwahrt gegen die Angriffe der See und feindlicher Menschen, ein Wahrzeichen deutscher Stärke und Kraft, die von dort ihr farbiges Symbol in alle Meere der Erde entsendet.





Inhalt:

Reise nach Damme. — Der Ort und die Berge.
— Geologischer Charakter derselben. — Entstehung
des Dammer Diluviums. — Landschaftlicher Reiz der
Gegend und Ausblicke von den Bergen — Die Alter-
thümer der Vorzeit. — Hünensteine und Urnengräber.
— Die Kämpfe mit den Römern. — Die Niederlage
des Varus. — Die Bohlwege und das Unglück des
Cäcina. — Idistaviso und der Agger Angrivarius. —
Die Kämpfe der Sachsen. — Wittekind. — Die Versa-
burg und die Sierhauser Schanzen. — Das Erscheinen
des Christenthums. — Kirche und Dorf zu Damme.
— Die Markenverfassung. — Die Deesberger Mark.
— Umwandlung der Bauernwirthschaft. — Die Mark-
theilungen und die Tertia. — Bäuerliche Zustände.
— Persönliche Unfreiheit. — Bestandtheile der Stellen.
— Die Heuerleute. — Folgen der Marktheilungen. —
Blüthe und Verfall der Leinenindustrie. — Weg nach
Neuenkirchen. — Landesgrenze. — Verworrene Hoheits-
verhältnisse und kirchliche Trennungen. — Rückfahrt.

